

Die Luzerner Spielleute feiern ihre 60 Jahre mit Paul Steinmanns «Vereinsamkeit» Vom ewigen Besserwisser zum unbarmherzigen Samariter

Die Luzerner Spielleute feiern ihr 60jähriges Bestehen, indem sie das 60jährige Bestehen eines Gemischten Chors spielen. Sie spielen damit nicht das in einem halben Jahrzehnt bevorstehende AHV-Alter ihres Ensembles – aber sie könnten es nicht genauer spielen, wenn sie es täten. Paul Steinmanns Stück erlaubt ihnen die Distanz, die erst Nähe ermöglicht – und in der subtilen Inszenierung von Gian Gianotti spiegeln sie ihr Theatermachen umso intensiver, je mehr sie Chor verkörpern. Die Musik Dodo Luthers hilft das Spiegelbild nicht nur an den Rändern brechen. Ein schöner, packender Abend.

Gian Gianotti bringt das Publikum im schmucklos-nüchternen Raum des Spielleute-Pavillons vorerst einmal in eine fast voyeuristische Position:

Hansueli W. Moser-Ehinger

während Männlein und Weiblein auf der Tribüne freie Plätze suchen, Bekannte begrüßen und miteinander plaudern, «proben» Spielerinnen und Spieler auf der unverhüllten Bühne, was ihnen bevorsteht. Da ist das und jenes noch zu richten, obwohl es eigentlich längst gerichtet ist, der Zauberer repetiert den Ablauf seiner Nummer: einmal, zweimal, dreimal, immer wieder läuft das selbe Ritual in wachsendem Stress ab. Ein letztes Mal wird der Aufmarsch des Chors geprobt – und im ganzen Publikum ist längst kein Zweifel mehr, dass der jungen Frau, die sich dabei stolpernd längelang auf die Bretter legt, das auch nachher im Ernstfall passiert – Vereinsabend, wie er im Buch steht, kabarettistisch verschärft. Die ersten Minuten sind Persiflage, der Verein nimmt denselben aufs Horn – in einer Form von Gemischtem Chor, die vielleicht viellort längst überholt, wahrscheinlich aber ebenso wenig auszurotten ist wie manche Arten von Theater-

Besetzungen

Luzerner Spielleute

«Vereinsamkeit» von Paul Steinmann

Regie: Gian Gianotti. Musik: Dodo Luther. Licht: Martin Brun. Ausstattung: Ruth Schürmann. Assistent: Ursula Mehr. Bühnenbau: Thomy Büchler, Bäni Brun, Christi Fischer. Produktionsleitung: Franz Koch.

Spielerinnen und Spieler: Martin Amacher, Urs Bättig, Otto Bernauer, Mage Brun, Ursi Brun-Weiss, Hannes Eggermann, Alban Fischer, Bea Flückiger, Nynke de Haan, Irene Ibanez-Bucher, Pelham Jones, Renata Kälin, Stephan Kelz, Rita Mäder Kempf, Kathrin Müller, Markus Oehen, Simon Oehen, Ruth Pfister, Beat J. Reichlin, Veronika Schmidt, Felix Vonwartburg, Sara Wechsler, Sandra Wüthrich.

Premiere: 19. Oktober 1994 (Uraufführung), Spielleute-Pavillon Luzern.

verein. Natürlich ist es die junge Frau, die beim Einmarsch gestolpert ist, die nun die Noten fallen lässt und damit das ganze wohlgeprobte Bild zertrümmert – und sie darf mit dem im falschen (und damit richtigsten) Augenblick geschmettert «Ja», das den Chor an der richtigen Stelle zusammenschweisst, wie es der goldene Kranz an einem Sängerfest nicht vermöchte, sie darf also mit dem geschmetterten «Ja» im unerwünschten Augenblick auch den Vorhang barmherzigen Wohlklangs vor der Verlogenheit des vaterländischen Textes wegziehen.

Und dann kommt der Zauberer, und wie es bei solchen ebenfalls zur Tradition gehört, geht der Trick schief zum Wohl des (fiktiven) Vereinsabends und des Publikums, das nun plötzlich dem in Individuen und Gruppen zersplitterten Chor gegenübersteht – Menschen also und nicht mehr einer mehr oder weniger auf Konventionen normierten Masse. Dass der festgefügte Boden, der auch bei Sängern die Bretter bildet, die die Welt bedeuten, sich bedrohlich zur Schräge neigt, auf deren Schiefe die Gefühle rutschen, ist nicht das letzte Detail der Verwandlung.

Die Spielerinnen und Spieler leben jetzt in der Traumwelt, in der Wirklichkeiten schärfer erkennbar werden als im Zustand des Wachseins. Die Erkennbarkeit wird verstärkt durch die subtile Gestaltung der verschiedenen Figuren einerseits, ihre Führung durch die Präzision von Gian Gianottis Inszenierung andererseits – und Dodo Luthers Musik, die bisweilen klar und deutlich im Vordergrund hallt, oft aber im Hintergrund fast nur noch ahnbar ist.

Die Geschichte blüht auf in Geschichten – Geschichten der Erinnerung, wenn etwa ein Mann von seinem Vater erzählt, der nur Verlierer fotografierte, die Geschlagenen an Schwingfesten, wenn sie sich das Sägemehl vom Rücken klopfen lassen mussten, und nun in der Anstalt lebt, umgeben ausschliesslich von (anderen) Verlierern. Oder wenn die Frau vom Theaterstück erzählt, das vor zehn Jahren, als der Chor sein Fünfzigstes feierte, so fürchterlich daneben ging, weil der Akteur des Seitensprüngeleins sich derart darin

verhedderte, der Partnerin ans Bein zu greifen, dass sich daraus eine abendfüllende Peinlichkeit ergab – wenigstens in der Erinnerung derer, die das erzählt, aber eben nicht um der Erinnerung willen, sondern um den Vorschlag einer seinerzeit noch nicht dem Chor angehörenden Frau zu bodigen, die dem Gesang neuerdings Theater beigegeben wollte. Und natürlich hat auch die Versager-Geschichte ihre Gegenwartsbezüge, wenn der Sohn des Versager-Sammlers den anderen ihr Versagen in Sachen gegenseitiger Offenheit um die Ohren brüllt. Der verliebte junge Mann fehlt ebensowenig wie die – selbstverständlich in einen anderen – verliebte junge Frau oder die Mutter jenes Glücklichen, der nun riskiert, dass die Angebetete eben mit dem vorlieb nimmt, der sich im Gegensatz zu ihm nicht vor dem Anlass drückte.

Beeindruckend ist die Konzentration, mit der die Beteiligten von einer Szene in die andere, oft auch von einer Figur in die andere, von der Figur in die Phantastik von Maskenszenen, in choreografisch ausgeklügeltes Bewegungsspiel wechseln.

Dass der Text wirkt, als sei er den Beteiligten aus dem Mund genommen, ihrem Gehabe abgesehen, ist darauf zurückzuführen, dass er das eben nicht ist. Wohl haben die Beteiligten sich Paul Steinmann, dem sie den Auftrag für das Stück gegeben haben, in Improvisationen vorgestellt – aber entstanden ist die Vorlage im Kopf des Autors, in der Diskussion mit dem Regisseur. Beiden gemeinsam ist der Trick, jede Entwicklung sozusagen zu früh abubrechen, kaum je bis zum Ende aussprechen und ausspielen zu lassen – als hätten sie sich das Rezept von Friedrich Torbergs Tante Jolesch zu Herzen genommen, die den Erfolg ihrer legendären Krautfleckerln damit begründete, dass sie eben immer zu wenig davon gemacht und damit die Lust ihrer Essensgäste auf mehr unbefriedigt gelassen habe. So bleibt im Spiel (fast) stets etwas offen, kann das Publikum sich am Wort, am Spiel und an der Musik nicht sattfressen, sondern wird immer und immer wieder dazu animiert, ja genötigt, weiterzudenken und weiterzuspinnen, was die da auf der Bühne anreissen. Daraus entsteht etwas, auf der Bühne und zwischen Bühne und Publikum, das mit dem Titel «Vereinsamkeit» tatsächlich getroffen wird: das Hin und Her individueller Voraussetzungen zwischen der Sturheit des ewigen Besserwissers und der penetranten Fürsorge des unbarmherzigen Samariters – und das alles im Dampf-

kochtopf des Vereins. Da kommen «Menschen, die allein sind oder sich allein fühlen oder allein sein möchten» (Paul Steinmann) zusammen, finden sich, geraten auseinander, aneinander, vielleicht auch zueinander, fügen sich Geschichten wieder zu einer Geschichte – auch wenn die einen sie so und die anderen anders empfinden. Dass das überzeugt, verdankt das Publikum Spielerinnen und Spielern, die sich fordern lassen, einem Autor, einem Regisseur und einem Musiker, die zu fordern wagen – und vielen, die das Ihre zum Gelingen im Hintergrund beitragen.